

Hans Thiersch

**30 Jahre Sozialpädagogik:
Tübinger Reminiszenzen im Licht allgemeiner Entwicklungen**

1. 30 Jahre Sozialpädagogiktag, Reminiszenzen, Rückblick und darin hoffentlich Vergewisserung, um für Neues gewappnet zu sein. Reminiszenzen, Rückblick – ist dazu die Zeit? Müssen wir uns nicht direkt und endlich offensiver und vitaler in gegenwärtige Diskussionen mischen jenseits unserer Geschichte und Vergangenheit?

Also: Kevin in Bremen. Das hat die Frage aufgeworfen, ob die Sozialpädagogik in einer unverständlichen und schwer nachvollziehbaren Weise versagt hat – so jedenfalls in der Öffentlichkeit. – Die Rütli-Schule in Berlin. Da hat, wie ich fand, sehr eindrucksvoll, Herr Hocke von der Gewerkschaft darauf insistiert, dass es sich auch deshalb dort so hoffnungslos zugespitzt hat, weil die Sozialpädagogik vorher abgebaut wurde. Aber vorher und auch danach in der Diskussion hat darauf niemand gehört. Noch mal Kevin. Jetzt verlangt man neue Kinderschutzregelungen und eine neue intensiviertere Familienpolitik und legt neue Programme auf mit der faszinierenden Summe von 10 Millionen Euro für mehrere Jahre. Für den Kinderschutz ist das, was jetzt diskutiert wird, nicht neu. Er versucht das seit langem und eher ausgebauter als in den neuen Programmen; aber es fehlen die Mittel. Sozialpädagogik also im öffentlichen Misstrauen, ausgestattet mit Programmen, die nicht unterstützt werden und die auch zu wenig gekannt werden.

Und: Sozialpädagogen sind beschäftigt in den Beschäftigungs- und Arbeitsagenturen, und da leiden sie oft, dass sie mit ihren Arbeitsverständnis und ihrem Ansatz nicht zum Zuge kommen und in Dienst genommen werden für Aufgaben, die eher der Logik des Marktes oder der inneren Organisation als ihrem Selbstverständnis folgen. Sie dürfen die Logik des Marktes freundlich garnieren. In der Schuldiskussion gibt es ähnliche Fragen einer – wie Rainer Treptow neulich einmal gesagt hat – bildungspolitischen Funktionalisierung der Sozialpädagogik. Sozialpädagogik ist schon recht, aber wo bleiben ihre eigenen und sehr spezifischen Möglichkeiten neben den Aufgaben und Hoffnungen, dass sie das schulische Leben etwas erleichtert, vor allen Dingen Betreuungsaufgaben übernimmt. Die Lust an den hierzu-lande einzusetzenden Jugendbegleitern ist ein deutliches Indiz für eine solche Tendenz. Und schließlich: Wir in der Sozialpädagogik führen eine intensive und leidenschaftliche neue Bildungsdebatte. Im neuen Jugendbericht hat sie sich auch nieder geschlagen; aber ein allgemeines öffentliches Interesse an dieser Debatte lässt sich zurzeit noch nicht feststellen; vielleicht wird das mit dem neuen Bundesbildungsbericht besser.

Also: Sozialpädagogik ist zurzeit eher am Rand, im Besitz von wenig nachgefragten, gestützten Angeboten und für andere Aufgaben funktionalisiert. Herausgeforderte Professionalität – ist das die Situation für Reminiszenzen und Bilanz? Darüber kann man geteilter Meinung sein. Ich gestehe, in der Vorbereitung wurde ich immer unsicherer, ob das momentan angezeigt ist, aber es ist eine große Tagung, es ist Zeit, es kann Vieles verhandelt werden. In einem solchen Rahmen ist es sinnvoll und notwendig zu prüfen, was Sozialpädagogik geworden ist, was sie zu bieten und einzubringen hat und was sie offensiv vertreten muss - offensiv vor allem auch, indem sie analysiert, wogegen sie sich richten muss; notwendig ist schließlich aber auch, kritisch zu fragen, wo Entwicklungen, Herausforderungen, Unzulänglichkeiten im Vergangenen angelegt sind, die aufgearbeitet werden müssen, damit sie die Zukunft nicht belasten.

Dazu aber darf ich mir kurze Vorbemerkungen nicht versagen. Ich bin mit dem Geschäft in Verlegenheit geraten; ich bin befangen, mein Rückblick ist geprägt von allem, was Erinnerungsarbeit zwischen Stolz, Hader, Zorn und der Frage, wie man es hätte anders machen können, prägt. Ich bin befangen. Und: Mit dem Alter ergibt sich ja auch – jedenfalls bei mir -, das man zunehmend eingeladen wird zu Rückblicken auf die letzten 30 oder 40 Jahre; ich gestehe, bei anderen mache ich das gerne; man guckt, wie es geworden ist. Aber hier, wo

ich selbst so involviert bin, bin ich gehemmt. Ich versuche es, indem ich fremd gehe, also luhmanianisch in die Beobachterposition hineinschlüpfe. Ich bin mir nicht sicher, wie weit mir das gelingt. – Rückblick – das ist die zweite Vorbemerkung - bedeutet für Viele der Älteren, auch unter Ihnen, (und es sind Viele, die immer wiederkommen), natürlich auch die Erinnerung an Diskussionen, die wir schon geführt haben. Es ist also auch eine Art Reminiszenz an frühere Diskussionen.

2. Jetzt zur Sache:

Nachdem die Bundesrepublik in den 60er Jahren die ersten Anstrengungen des Wiederaufbaus hinter sich gebracht hatte, wurde die restaurative und ineffektive Struktur des Sozial- und Bildungswesens deutlich und als herausfordernde Aufgabe erkannt und angenommen. Pichts Bildungskatastrophe und der Sputnikschock hatten die Bildungslandschaft aufgemischt und zu Reformen gedrängt; das Sozialwesen blieb hinter dem zurück. Es gab einzelne Modelle, die Praxis war ziemlich scheußlich; Siegfried Müller hat das bei anderem Anlass sehr eindrucksvoll beschrieben. Sie geriet dann erst nachgehend nach der Bildungsreform in Aufruhr im Kontext der politischen und sozialen Protestaktionen, also der Studentenbewegung der – jetzt aus der Pädagogik kommend – antiautoritären Erziehung, der Heim- und Lehrlingskampagne und der wilden Auseinandersetzungen des damaligen Nürnberger Jugendhilfetags. Ich darf ganz kurz erinnern, weil ich das damals eindrucksvoll fand: Nürnberg – in den Messehallen, es war gestopft voll, man drängte sich, die Ministerin stand im Foyer auf einer umgedrehten Kiste und redete Weniges Unbeachtetes vor ihren ministerialen Referenten, das Volk strömte in große Säle, die Vorschulerzieherinnen zu Jürgen Zimmer, der, ganz jung und ganz charismatisch, sie begeisterte; wir damals, Klaus Mollenhauer, Albrecht Müller-Schöll, andere und ich redeten über Heimerziehung, aber nur so lange, bis sich aus dem Publikum ein junger Mann erhob und sagte, wir redeten ja viel, er sei im Heim gewesen, er wolle beschreiben, was er erlitten hätte; wir zogen ab, die Diskussion brach zusammen und wir Profis hatten nichts mehr zu vermelden.

2.a) Also: Aufruhr und Aufbruch in der Szene, der dann sehr rasch in die Universitäten und Fachhochschulen überschwappte. Das gab den Schub für den Aufbau der Fachhochschulen (das ist heute aber natürlich nicht mein Thema) und für das Diplomstudium. Die Pläne zum Diplomstudium wären älter. Tübingen war eine der ersten Universitäten, die das Diplomstudium bezogen auch auf Sozialpädagogik eingerichtet hat. In der Dramatik der damaligen Situation war die Einrichtung eines solchen Studiengangs gleichsam ein Fanal. Studierende, die auf Möglichkeiten des politisch bewussten und akzentuierten Handels drängten, fanden sich in diesem Studiengang. Das war für das inneruniversitäre Renommee nicht gut; es gab auch eine dramatische und spannende Situation innerhalb des Studiums. Aber die Form des Engagements und des Willens zu studieren und gleichzeitig Praxis zu sehen und verändern zu wollen ist etwas, was sich als Motivation im Studium bis heute gehalten hat, im Gegensatz zu – soweit ich das beurteilen kann – anderen Studiengängen. Es ist gestützt auch dadurch, dass wir von Anfang an die Mischung zwischen jungen und älteren, schon berufserfahrenen Studierenden hatten, und so eine Form der produktiven Diskussion führen konnten, in der immer auch Praxis und Praxisprobleme in den Wissenschaftsdiskussionen präsent waren. Wir haben in den letzten Jahren hier das Teilzeitstudium – ich denke modellhaft für die Universität und für die Universitätsszene überhaupt – eingerichtet, in dem auf Dauer die Möglichkeit dieses Mischungsverhältnisses beibehalten bleibt und damit diese Art von Produktivität im Studium.

Das Studium war sehr überlaufen. Wir waren damals ein kleines Kollegium von fünf Personen, und ich erinnere mich, wenn wir durch die Stadt gingen, dachten wir voller Stolz, dass nun jeder 13. oder 14. Student dieser Universität bei uns im Fach studieren würde; die Universität hatte damals 11 000 Studenten, und wir hatten 800. Aber die dramatischen Zeit verliefen sich, der numerus clausus wurde eingeführt, blieb so, wie er bis heute ist. Ich finde es spannend, dass ich die ganzen 33 Jahre meiner Tätigkeit immer unter numerus clausus und den zugehörigen Überlastbedingungen gearbeitet habe.

Die Universität war diesem Studiengang gegenüber gespalten. Wir waren gut ausgestattet. Für heutige Verhältnisse erstaunlich. Zu sieb sind wir als Team eingezogen, Zenzi Barth, Anne Frommann, Ulrich Seibert, Hedwig und Friedrich Ortmann, Renate Thiersch und ich. Wir waren also gewollt, und wir waren sehr unterstützt vor allen Dingen von den Liberalen und Links-Liberalen in der Universität, allen voran im Institut selbst von Andreas Flitner, aber dann auch von Reinhard Lempp, Walter Jens und Hermann Bausinger; das jetzt wieder aufgelegte Attempo-Heft ist ein schönes Zeichen für diesen Willen der Universität, es ist ungewöhnlich, dass ein neu eingerichteter, sich gerade erst mausernder und an seiner eigenen Überfüllung leidender Studiengang so viel Platz bekommt, um sich in seinen Perspektiven und Entwicklungsmöglichkeiten vorzustellen. Aber das Misstrauen saß tief. Ich erinnere mich, als wir mit dem ersten numerus clausus-Antrag – Friedrich Ortmann hatte ihn ausgearbeitet – in den Senat kamen; wir wussten wirklich nicht mehr, was wir machen sollten, wir hatten einen Zuzug von bis zu 400 neuen Studenten pro Semester. Ich trug meinen Antrag vor, ebenso wie die Biologen und die Mathematiker die ihren, diese u.a. mit der Begründung, dass man im Oberseminar nicht mehr als 12 Teilnehmer haben könne, weil jeder Teilnehmer eine Sitzung brauche, um sein Referat zu halten. Unser Antrag hatte völlig andere Zahlendimensionen und wurde abgelehnt. Ein renommierter, sich liberal fühlender Kollege sagte sarkastisch, es könnte sein, dass das Papier zu dick und die Gründe zu dünn seien. Es hat mir damals sehr imponiert und mein Verhältnis zur Universität maßgeblich geprägt, dass der Rektor, der sich selbst durchaus dem konservativen Lager zuschrieb, den abgelehnten Antrag übernommen und gesagt hat, die Universität könne es sich nicht leisten, sich in sich selbst sozusagen kaputt platzen zu lassen. Er hat dann denselben Antrag in der nächsten Sitzung vorgelegt, und er kam durch. Das zeigt die gespaltene Situation und die Schwierigkeiten, die wir auch innerhalb der Universität zunächst hatten. Aber die Situation solidierte sich, wir konnten uns differenzieren, Siegfried Müller und Maja Heiner kamen dann in neuen Lehrstühlen dazu, und auch sonst waren wir ganz stattlich ausgestattet.

Das war hier in Tübingen, und in den späten 90er Jahren hatten wir dann das Vergnügen, vom Rektorat auch einmal unter die Leuchttürme der Universität gezählt zu werden.

2.b) Die Akzeptanz in der Universität Tübingen war vorhanden, aber die Akzeptanz in der allgemeinen Wissenschaftsszene war geringer. 1980 hat der Wissenschaftsrat den Vorschlag diskutiert, die Diplomstudiengänge in Erziehungswissenschaft abzuschaffen, und es gelang uns nur in einer fast dramatischen Attacke im Wissenschaftsrat diesen Vorschlag in den zur Bildung einer Kommission umzuwandeln, die dann eine neue Studienstruktur vorgeschlagen hat. In der leben wir jetzt bis zur Auflösung in die BA/MA-Studiengänge, in die sie neu überführt werden muss. Die Schwierigkeiten aber innerhalb der allgemeinen Wissenschaftsszene sind überhaupt nicht überstanden; ich habe mit Verwunderung und Entsetzen gelesen, dass der derzeitige Vorsitzende des Wissenschaftsrates gerade gesagt hat, es gäbe auch positive Entwicklungen in der Szene, z.B. dass die Universität Bamberg ihren Sozialpädagogik-Studiengang aufgebe und an die Fachhochschule in Coburg übergebe. Damit sage ich überhaupt nichts gegen die Fachhochschulen und ihre Leistungsfähigkeit, aber es besagt etwas zum Unwillen gegenüber einem solchen Studium an der Universität in der allgemeinen Wissenschaftsszene. Man weiß noch nicht recht, was bei weiteren Überlegungen noch im Busch ist.

Aber – damit bin ich jetzt schon vorausgeeilt. Das Studium wurde eingerichtet als Studium für die Praxis. Auch damit, mit der Anerkennung in der Praxis war es zunächst sehr schwierig und sehr mühsam. 1977 gab es den legendären Beschluss des Städtetags, dass man Akademiker, und zudem links verseuchte, in der Praxis nicht brauche und auf keinen Fall anstellen dürfe. Da war hier das Landesjugendamt eine wohlthuende Ausnahme. Aber die allgemeine Szene war schwierig, und man kann rückblickend sagen, wir von der Universität haben es der Praxis auch nicht so leicht gemacht. Ich erinnere mich an dramatische Auseinandersetzungen, weil eine Gruppe von recht kräftigen Praktikanten die Zustände in dem Heim, in dem sie Praktikum machten, so unmöglich fanden, dass sie in die Blumenvase in der Mitte des Besprechungszimmers ein Aufnahmegerät steckten, auf dem alle internen Ge-

sprache aufgenommen wurden, die sie hinterher publizierten, was zur Schließung des Heimes führte, die Zustände waren unübersehbar skandalös. Misstrauen, Schwierigkeiten und Reibereien zwischen uns und der Praxis aber gaben sich, die Unterstützungen der Szene wuchsen und die Kooperationen mit dem Landesjugendamt, mit dem Diakonischen Werk, mit der Caritas, den Städten und Kommunen und Kreisen; der Studiengang hat einen Status innerhalb der Szene.

Ausbildung, Anerkennung in der Wissenschaftsszene und Anerkennung in der Praxis sind das Eine. Forschung und Theorie das Andere. Wir waren angetreten im Muster der Pädagogik als pragmatischer Handlungswissenschaft, die wir ausgelegt haben im Horizont dessen, was die „realistische Wendung“ hieß, also der Verpflichtung, Konzepte, Modelle und Theorien in sozialwissenschaftlichen Verfahren empirisch dingfest zu machen; wir haben die Möglichkeiten der modernen Sozialwissenschaft zu dem benützt, was Bernfeld schon in den 20er Jahren als die überfällige „Tatbestandsgesinnung“ in der Pädagogik eingeklagt hat.

Auch hier waren die Anfänge turbulent. Wir waren überfordert mit vielfältigen Anfragen und mussten nun erst allmählich im Lauf der Zeit solidieren, aber mit der Zeit wuchs dann doch ein Korpus an breiter empirischer Forschung. Es wuchs zunächst in sehr vielfältigen Diplomarbeiten und Dissertationen. Das ist ja ein Anteil an Forschung, auch an den die Szene bewegenden Ergebnissen, der immer wieder unterschlagen wird. Man könnte aus den Themen eine Geschichte zunehmender empirisch gestützter Arbeitsansätze und Reformen innerhalb der Jugendhilfe rekonstruieren; das wäre ein spannendes Geschäft. – Aber Forschung sind natürlich auch Projekte, die hatten wir von Anfang an – ordentlich sozialwissenschaftlich haben wir den Studiengang nicht eröffnet, ohne gleich ein Begleitprojekt zu initiieren, wo denn die Absolventen bleiben und ob sie einen Platz finden. Das hat sich dann weiter entwickelt von der Mobilen Jugendarbeit zu den Projekten, der Diversion zwischen Justiz und Pädagogik oder der integrierten und flexiblen Hilfen und den Arbeiten zu Professionalität und Evaluation. Diese eigenen Forschungsansätze waren – für uns gut und immer herausfordernd – sehr gestützt durch verschiedene Arten der Verbindungen und Kooperationen. Die Kooperation zum Jugendinstitut ist alt, und die Zeit, als hier eine Arbeitsstelle mit Heide Funk und Lothar Böhnisch etabliert war, war sicherlich forschungsmäßig eine besonders spannende Zeit. Diese offene, oft auch nur über Personen gegebene Kooperation war weiter gespannt. Da waren IRIS, das Institut für Frauenforschung und schließlich die Arbeitsstelle für die Lebenswelten behinderter Menschen (ZIEL).

Und schließlich – Tübingen und die große Welt. Eine Evaluationskommission, die vor drei oder vier Jahren das Studium im Kontext anderer erziehungswissenschaftlicher Studiengänge beurteilen sollte, meinte, Tübingen sei schon recht, es sei regional und bundesrepublikanisch – wie man neudeutsch geschwollen sagt – hinreichend sichtbar, aber die internationale Sichtbarkeit fehle. Das ist wahr, das ist so, und ich denke, dass mit den Neuberufungen hier nachgearbeitet wird; nur darf man aber auch daran erinnern, dass aus der Mobilen Jugendarbeit immerhin die Internationale Gesellschaft für Mobile Jugendarbeit – ISMO – hervorgegangen ist und dass die IGfH in ihren ausgedehnten internationalen Engagements gerade von hier aus, also von Anne Frommann, kräftig gefahren und gestützt wurde. Es ist nicht so, dass wir uns nur provinziell verstanden haben.

3. Aufbruch, allmähliche Konsolidierung und Akzeptanz und Normalisierung in den unterschiedlichen Dimensionen – das ist eine Geschichte, die man unterschiedlich akzentuiert parallel auch für andere sozialpädagogische Institute in der Bundesrepublik erzählen könnte. Vor allem aber: Die heute und hier ja dem Thema Reminiszenz geschuldeten Erinnerungen sind Vordergrund. Sie sind Indiz einer Entwicklung, die jenseits aller Dramatik, aller Kämpfe, in die wir verwickelt waren und aller Mühseligkeiten des Durchsetzens in der Moderne gleichsam strukturell angelegt ist. Wir konnten Schwierigkeiten überwinden, weil wir mit dem Rückenwind einer prinzipiellen Entwicklung der Moderne agierten. In der Arbeitsteiligkeit der Moderne, in der modernen Wissensgesellschaft ist es nicht möglich, dass ein real so großer Bereich wie der der Jugendhilfe und der Sozialen Arbeit ohne wissenschaftlich gestützte

Ausbildung, ohne Forschung und Theoriebildung betrieben wird. Die Psychologen hatten das Diplom seit der Kriegszeit, die Soziologen haben es später bekommen. Es gab für die Pädagogik eine Art nachholender Modernisierung. Sie hat dazu geführt, dass der pädagogische Studiengang etabliert und stabilisiert wurde, wie Thomas Rauschenbach immer wieder beobachtet und analysiert. Also: Der Diplomstudiengang als Indiz einer nachholenden Entwicklung im Kontext der Selbstverständlichkeit der modernen Wissens- und Wissenschaftsgesellschaft entspricht der Normalität des modernen Sozialstaats.

Innerhalb der Erziehungswissenschaft aber ist nun die gegenwärtig anstehende Umstellung auf BA/MA, aller internationalen Perspektiven zum Trotz, auch deshalb nicht unproblematisch, weil der Studiengang eine ziemliche Zeit brauchte, bis er sich etabliert hatte; jetzt hat er sein Profil, jetzt muss man wieder umlernen, auch wenn es gelingt, dass man im Prinzip das Studienprofil halten kann.

4. Aber: Ist so zu bilanzieren nicht sehr selbstgerecht und auch einseitig? Es gab im Rahmen dieser Etablierung und Normalisierung Probleme, es gab Kämpfe, Verunsicherungen, es gab Ziele, die wir nicht eingelöst haben, uneingelöste Ziele; es gab Auseinandersetzungen, deren Konsequenzen und Folgewirkungen bis heute nachwirken. Die Geschichte ist in sich selbst ambivalent; sie hat Vieles gewollt und Einiges erreicht, aber nicht alles, was sie erreichen wollte. Über diese Ambivalenz nachzudenken war immer Charakteristikum unseres Instituts und auch des Sozialpädagogiktags. Wenn man die Themen, (die im Attempo-Heft immer unten auf der Seite aufgeführt sind), durchschaut, ist der Überhang an Themen zur Selbstreflexion und Positionsbestimmung frappant. Man kann sagen, es ist Zeichen einer inneren Unsicherheit, man kann auch sagen, es ist Zeichen eines sensiblen Problembewusstseins. Ich skizziere nun einige Aspekte zu Ansätzen, die wir hatten, und deren Einlösung zumindest nicht unumstritten ist.

5. Professionalisierung zielt auf Handeln im Horizont von Wissenschaft, also auf – wie es heute heißt – Relationierung von Theorie und Praxis im professionellen Handeln. Ist dies Konzept eingelöst? – Tübingen hat im Kontext der Gesamtszenarie eine relativ gute Position. Die Studierenden sind hier bis heute relativ zufrieden, (die schon erwähnte Evaluationskommission hat sich große Mühe gegeben, Unzufriedenheiten heraus zu fragen, und es war im Lehrkörper sehr beglückend zu sehen, mit welcher Stabilität sich die Studierenden diesem Ansinnen entzogen haben). Die Abbrecherquote im Studiengang ist relativ gering – gemessen an vergleichbaren Studiengängen, und es war auch immer wieder sehr befriedigend von Gästen und Vertretungskollegen zu erfahren, dass sie hier in Tübingen ein mit dem Studium recht identifiziertes und arbeitsintensives Klima vorgefunden haben, sehr anders – wie sie betont haben – als an anderen Hochschulen. Die Teichler-Studie aus Kassel in den 90er Jahren hat Hochschulen miteinander verglichen, und da fällt neben Benediktbeuren für die Fachhochschulen Tübingen für die Universitäten signifikant aus der allgemein beklagten Unzufriedenheit heraus. Das heißt natürlich nicht, dass hier alles gut ist. Unsere eigene Studie – erarbeitet von Stefan Königeter und Volker Löffler – hat vielfältige Mängel aufgedeckt, Unsicherheiten, schwimmende Erfahrungen, Fragen, was es für Praxis solle usw.

Für die bundesrepublikanische Szene pointiert, hat das dann Werner Thole aufgrund seiner Untersuchungen zusammengefasst in die schreckliche und griffige Formel, Sozialpädagogik verfüge über eine theorielose Praxis und eine praxisferne Theorie, die Identität des Sozialpädagogen sei seine Nicht-Identität. – Ich denke, man muss differenzieren. Zunächst einmal ist das Theorie-Praxis-Problem und die Vermittlung von Theorie und Praxis im Studium ein Problem, was es ja nicht nur bei uns gibt, und wir Sozialpädagogen sind in Bezug auf andere Berufe und die dort gegebene Diskrepanz durchaus hellsichtig – ob das nun Pfarrer, Mediziner oder Lehrer sind. Ich erinnere einen Spruch meines Theologielehrers Friedrich Gogarten in meinem Studium: Ein Rätsel, das er während seines ganzen Lebens nicht habe lösen können, sei, wie aus einem Theologiestudenten ein Pfarrer werde. – Nur dies zu wissen löst das Problem nicht. Ich setze also nochmals an. Die allgemeine Frage nach Theorie und Praxis und ihrer Vermittlung muss differenziert werden; zum einen kann sie daraufhin differenziert

werden, dass man fragt, ob und was das Studium im Kontext der Lebensgeschichte und der Biographie für Studierende bedeutet. Studien, die wir hier gemacht haben – von Karola Vollmer –, zeigen, dass jedenfalls bei einer nicht unbeträchtlichen Gruppe von Studierenden dies – sich in Bezug auf den Beruf klar zu werden und ihn in der Biographie zu verorten – vielfältig gegeben ist. Das aber ist in Zahlen schwer zu evaluieren. Die Ergebnisse wurden aber von anderen – z.B. Cornelia Schweppe – durchaus bestätigt. Ein zweites ist, dass man schauen muss, wo das Theorie-Praxis-Verhältnis angesiedelt ist, d.h. auf welche spezifischen Berufs- und Tätigkeitsfeldern die Erfahrungen sich beziehen. Sicherlich sind die Daten von Werner Thole auch dadurch geprägt, dass sie aus der Jugendarbeit stammen, in der andere Verhältnisse gelten als in der Beratungsszenarie und den Erziehungshilfen. Aber wichtiger ist, dass man das, was Theorie leisten kann, unterscheiden muss in Anlehnung an die alten schon im Studium ja immer wieder verhandelten Theoriestufen von Erich Weniger. Man muss unterscheiden nach Regelwissen, nach Konzeptwissen und nach Reflexionswissen, also dem Wissen über die Positionierung der Sozialpädagogik in Anthropologie und Gesellschaft und dem eigenen Leben. Solche Unterscheidungen können zu differenzierteren Ergebnissen führen und Pauschalaussagen unterlaufen. – Schließlich aber: Was bedeutet es, wenn Praktiker, wie es ganz offensichtlich ist, immer wieder den Theoriebezug ihrer eigenen Arbeit herunterspielen oder leugnen? Ich habe das früher einmal eher boshaft pointiert das Pestalozzi-Syndrom genannt, weil Pestalozzi seinen eindrucksvollen Praxisbericht aus dem Stanzer Brief damit eröffnet, dass er keine Theorie dazu benützt und alles aus der Erfahrung entwickelt hätte, und – er hätte doch nur bei sich selber nachlesen müssen in früher veröffentlichten Büchern, um zu sehen, warum er es so gemacht hat. Es gibt einen Erfahrungs- und Begründungsduktus, der für Praxis charakteristisch ist, weil man in der Praxis aus der unmittelbaren Situation heraus handelt, und die Frage, wie man das mit dem, was man gelernt hat, begründet, in den Hintergrund tritt. Das lässt sich mit Ergebnissen der Verwendungsforschung (Beck/Bonß) sehr gut verbinden.

Das aber bedeutet, dass die direkte Nachfrage weniger ergiebig ist; ergiebiger ist die Frage, was tun Praktiker, und wie tun sie es? Da sind die neueren Studien von Maja Heiner und Sabine Schneider aufregend, weil sie nicht im Duktus „was habt ihr gelernt und könnt ihr es brauchen“ fragen, sondern darstellen, wie gehandelt wird, um dieses daraufhin zu interpretieren, ob darin professionelle Standards oder theoretische Konzepte präsent sind. Hier kommt zum Vorschein, dass Praxis durchaus strukturiert ist, sowohl durch allgemeine wie auch durch arbeitsfeldspezifische professionelle Standards und Konzepte. Man wird vielleicht argumentieren können, dass es jenseits dessen, was man selbst sich klarmacht, so etwas gibt wie kommunizierende Röhren, in denen Theoriediskussion und Praxisentwicklung sich voranbewegen, mit gegenseitigen Anregungen und Bereicherungen. - Für die allgemeine Diskussion ist es überfällig in größeren Forschungsprojekten z.B. Erziehungsberichte über 50 Jahre daraufhin zu prüfen, was da eigentlich an professionellen und fachlichen Kriterien verhandelt ist oder z.B. Jahresberichte aus großen Institutionen auf die in ihnen implizit steckende Fachlichkeit zu untersuchen. Ich vermute, dass hier sehr deutlich würde, dass Praxis sich im Hinblick auf Theorie verändert – nicht unmittelbar verändert, das steht auch gar nicht zur Debatte – aber in einen produktiven und die Szenerie in Vielem verändernden Horizont. Aber auch wenn das so ist, ist natürlich ein solches im Bild der kommunizierenden Röhren beschriebenes System vage, und die Frage bleibt, ob darin gegenseitige Anregungen, Provokationen und die wechselseitige Kritik, die aus der Eigensinnigkeit wissenschaftlicher Arbeit und der Eigensinnigkeit der Praxiserfahrungen resultieren schon ausgereizt sind, und ob es gut ist, wenn Praktiker im Pestalozzi-Syndrom vor sich hertragen, dass sie nicht recht wüssten, was sie tun. Es braucht – denke ich – dagegen Anstrengungen, die Unterschiedlichkeit der Zugänge und darin die Eigenart und Leistungsfähigkeit von Theorie deutlich zu machen, um so das Bewusstsein zu stärken, dass das, was Sozialpädagogik tut, begründet werden kann und einen notwendigen und sinnvollen Ort in der Gesellschaft hat. – Dass das gelingt, braucht es zumindest zwei zusätzliche Voraussetzungen: Auf der einen Seite muss Kasuistik stark gemacht werden, und zwar schon in der Ausbildung; sie ist der Umschlagplatz von Theorie und Praxis: Hier kann geübt und ins Konkrete übertragen werden. Zum anderen muss die Frage der Vermittlung auch bezogen werden auf Zusatzausbildung und

Weiterbildung. Es ist faszinierend, wie sehr wir momentan die Prägung des professionellen Habitus nicht im Gesamtfeld von Ausbildung, Weiterbildung und Zusatzausbildung sehen, in der sie doch real geschieht. Man kann die Ausbildung nicht mit allem belasten, sie ist Anfang, Initiation.

6. Die Frage aber bleibt, ob dies reicht. Das ist ein zweiter Kampfplatz mit wilden Diskussionen darüber, ob die Sozialpädagogik eigentlich eine Theorie und eine Forschung hätte, die imstande ist, so etwas wie professionelles Selbstbewusstsein sinnvoll zu stützen, ob die theoretischen Voraussetzungen in diesem Feld hinreichend sind und wie sie weitergetrieben werden müssten. Christian Lüders hat relativ früh gesagt, dass die Sozialpädagogik sowohl der Tübinger wie der Bielefelder Schule ein Irrweg sei, weil sie nur professionstheoretisch orientiert und wissenschaftlich unsolide sei. Hier im Haus wurde Klaus Prange nicht müde, auf der Unsolidität sozialpädagogischer Theoriebildung zu insistieren; das war sozusagen unser Hausstreit; aber es war aufregend, dass Klaus Mollenhauer nicht sehr anders argumentiert hat. Er, einer der Väter der modernen Sozialpädagogik, hat in einer berühmt gewordenen Einlassung gesagt, die Sozialpädagogik käme ihm vor wie ein Tanzplatz, auf dem unterschiedliche Kulissen aus unterschiedlichen anderen Theoriezusammenhängen aufgebaut seien; sie tanzte in der Mitte, und das, was sie betriebe, sei Feuilleton aus zweiter Hand und habe mit Theorie nichts zu tun. Das war happig. Ich denke zunächst, dass man einen solchen Vorwurf in Bezug darauf anschauen muss, ob darin Missverständnisse liegen. Prange und Mollenhauer haben sich orientiert am Bild einer auf Erziehungsprobleme bezogenen Jugendhilfe und Jugendarbeit und die Öffnung der Sozialpädagogik zu den Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit, also die Öffnung in Bezug auf Adressaten bis ins Alter, auf Methoden bis zur Beratung, Organisation, Management usw. nicht verstanden und nicht mitvollziehen wollen. Insofern haben sie Entwicklungen nicht akzeptiert, die die Sozialpädagogik geprägt haben und kräftigen Sukkurs gebracht haben. Z.B. in Diskussionen, wie sie Lenzen u.a. darüber geführt haben, dass Erziehungswissenschaft endlich lernen müsse, dass sie die Wissenschaft des lernenden Umgangs mit Lebensproblemen im Lebenslauf sei, also sich als kurative Erziehungswissenschaft verstehen müssen. Und: Die neuere Bildungsdiskussion, also die Frage nach den unterschiedlichen Lernorten in Familie, Kindergarten, Jugendarbeit, Schule, Medien mit ihren unterschiedlichen Bildungschancen und Bildungsmöglichkeiten zielt in genau die gleiche Richtung: es komme darauf an, den Lern- und Bildungsbegriff nicht einzuschränken auf traditionelle Kinder- und Jugendaufgaben (und noch ein bisschen Familie), sondern als Dimensionierung eines Lebensproblems zu verstehen und von da aus sowohl die Zugänge wie die Methoden zu erweitern. Der letzte Jugendbericht hat dieses Konzept im Ansatz sehr schön deutlich gemacht und durchdekliniert. In diesem Kontext hat natürlich Kinder- und Jugendhilfe einen eigenen sehr spezifischen Sinn – der muss auch eigens betont werden. Es hat keinen Zweck, die in der Sozialpädagogik notwendige Erweiterung in das Prokustusbett eines überwundenen Arbeitsansatzes zu zwängen.

Aber die Ausweitung des Felds und der Arbeiten erledigt nicht die Frage nach dem, was nun dieses Arbeiten selbst charakterisiert, also nach dem, was es zusammenhält. Herbart hat im vorvorigen Jahrhundert von notwendigen einheimischen Begriffen geredet und in Anlehnung an die Theologie könnte man fragen, was das proprium der Sozialen Arbeit ist. Darauf gab es in den letzten 20 Jahren ganz verschiedene Antworten. Relativ prominent in der Diskussion war die Klassikerdiskussion, also der Rückzug auf die pädagogische Tradition; aber das ist eine Verengung, weil sie das immer schon gegebene Interdisziplinäre und Offene der Sozialpädagogik unterschätzt und – vor allen Dingen – damit die Chancen, wie das fortgeschrieben und weiter fortgeführt werden kann.

7. Die Frage nach dem Eigenen wird vor allem in unterschiedlichen Theoriekonzepten erörtert, in der Systemtheorie, in der Dienstleistungstheorie z.B. und der Lebensweltorientierung. Ich hoffe, Sie sind nicht zu entsetzt oder verwundert, wenn ich nun dazu noch kurze Bemerkungen mache und damit noch ein wenig mein Steckenpferd reite.

Michael Galuske hat Lebensweltorientierung als eine mögliche Integrationsformel für die Soziale Arbeit bezeichnet, also als eine Formel, die Aufgaben, Ansätze und Zugänge verbinden und auf einen Kern beziehen könne. Was ist damit gemeint? Ich mache dazu kurze Bemerkungen.

Die Frage nach AdressatInnen und ihren Problemen im Horizont von Lebenswelt, also die Frage nach AdressatInnen in der Lebenswelt zielt auf eine spezifisch gesellschaftliche Frage, die nämlich, wie Menschen sich in gesellschaftlichen Strukturen, in Produktion, Rationalisierung und Konsum behaupten, wie sie ihr Leben arrangieren, wie sie mit sich selbst zurande kommen – sie zielt also in der Spannung von System und Lebenswelt, wie Habermas das formuliert, auf die Frage, welche Muster, Möglichkeiten und Barrieren es gibt, das Leben zu bewältigen. In dieser Frage nach der Lebensbewältigung werden dann die notwendigen Versorgungsleistungen betont; Heidegger hat in seiner sehr interessanten Analyse davon geredet, dass die Kategorie der Sorge die Kategorie des Alltags sei. Sorge in dem ganz altmodischen Sinn, dass der Hausvater sein Haus besorgt; das sind konkrete soziale, materielle Aufgaben und Wiederholungsprobleme, aber auch Fragen nach der Gestaltung der räumlichen Umwelt, der zeitlichen Perspektive usw. – Diese Aufgaben nun – und das ist das Aufregende für den Ansatz einer lebensorientierten Sozialen Arbeit – geraten im Zug der modernen Gesellschaft ins Hintertreffen; im Zug der Entwertung von Arbeitskraft und Arbeitskonzepten, im Zug der neuen Arbeitsorganisation, im Zug aber auch der Ausbeutung von Menschen in Arbeitsverhältnissen und im Zug von Verunsicherungen, wie sie im Zeichen der Individualisierung und Pluralisierung besprochen werden. Habermas hat von der Kolonialisierung der Lebenswelt geredet und meint die Verdrängung und Problematisierung, aber auch die Komplizierung von Bewältigungsaufgaben. Das aber – und das ist das Dritte – macht die Bewältigungsaufgaben auch zu Überforderungen und Zumutungen und in unserer Gesellschaft zu einer spezifischen Aufgabe der Unterstützung. Ulrich Beck, der Entgrenzung und Offenheit thematisiert, insistiert darauf, dass Leben gerade in ihnen nicht gelebt werden kann ohne elementare lebensweltliche Ordnungen. Unter welchen Umständen auch immer, ich muss wissen, wo ich hingehöre, wer ich bin, wie ich mich mit meinen Mitmenschen arrangieren kann, wie ich mit meinem eigenen Leben zurande komme.

Dass moderne Lebensweltprobleme unterstützt werden müssen gewinnt im Kontext der Sozialen Arbeit noch einmal besondere Bedeutung. Soziale Arbeit kann verstanden werden im Kontext des neuzeitlichen Projekts sozialer Gerechtigkeit, d.h. des neuzeitlichen gesellschaftlichen Anspruchs der Integration für alle in die Gesellschaft – man könnte auch sagen – des Ernstnehmens der Demokratie und der Demokratisierung in Bezug auf reale Lebenschancen und Zugangsmöglichkeiten. Soziale Arbeit ist also doppelt in Gesellschaftsaufgaben verwurzelt, sowohl in den spezifischen System-Lebenswelt-Spannungen wie auch im Kontext sozialer Gerechtigkeit. Sie ist begründet in der Grundspannung der modernen Gesellschaft im sozialetischen Horizont von Gerechtigkeit.

Das Konzept Lebensweltorientierung bietet sich als Rahmenkonzept für die Vielfältigkeit der sozialen Hilfen und Unterstützungen. Es bietet sich an zur Reinterpretation sowohl von Methodenansätzen in der klassischen Sozialarbeit, also z.B. von Jane Adams u.a., wie in der Sozialpädagogik z.B. von Nohl und seiner Alltagstheorie. Es bietet sich aber vor allem auch an, neuere, vielfältig disparat und auseinander gehende Arbeitskonzepte transparent zu machen und zu bündeln, also Lebensweltorientierung als Arbeitsmaxime in der Sozialpsychiatrie, in den Erziehungshilfen, in der Migrationsarbeit, in der Altenarbeit, und es bietet sich – schließlich – an als Maxime, die an andere Diskussionen anschlussfähig ist – ob das nun die kritische Sozialarbeit in England und Amerika ist oder die Konzepte in der Behindertenarbeit. Es ist also eine Art Dach, unter dem – und das scheint mir wichtig – die Dignität der Arbeit in der Strukturierung von Bewältigungsaufgaben im Alltag Thema ist, ein Rahmenkonzept, in dem die Dignität von Aufgaben ausgewiesen wird, die unterschieden werden können von spezifisch z.B. psychologisch anzugehenden therapeutischen Aufgaben oder von juristisch gefassten Klärungen. Das Konzept bietet sich an für die Beschreibung der Dignität des Arbeitens in der Unmittelbarkeit von Selbstdeutungen, Erfahrungen und Bewältigungsanstren-

gungen, damit der Alltag lebbar wird, also ein gelingenderer ist, also ohne Angst und Stress bewältigt und besser bewältigt werden kann als das nur aus den eigenen Ressourcen möglich wäre.

Und schließlich: Lebensweltorientierung hat alte Traditionen aufgenommen und ist begründet ist in der Diskrepanz der lebensweltlichen Erfahrungen der AdressatInnen, den institutionell-professionellen Aufgaben der Sozialen Arbeit. Sie ist kritisch, sie ist misstrauisch und immer wieder Vehikel des Misstrauens gegen sowohl die traditionell stigmatisierenden disziplinierenden Ansätze der Sozialpädagogik wie gegen die neuen Formen von Selbstreferentialität, also – abgekürzt geredet – gegen die neuen Formen einer vielleicht wohlmeinend fürsorglichen Belagerung im Zeichen von Professionalität, also gegen professionelle Arroganz.

Der Reiz des Konzepts Lebensweltorientierung liegt in diesem Spagat der Begründung in spezifisch gesellschaftlichen Problemlagen und der Ausbuchstabierung in die Sozialpädagogik/Sozialarbeit hinein bis hin zu Handlungsmaximen und zur Umstrukturierung von Praxis. Der Reiz liegt in diesem Doppelansatz, dass man sowohl kritisiert wie versucht, neue tragfähige Konstruktionen zu finden. Aber genau darin liegt auch eine Gefahr, dass nämlich Lebensweltorientierung so, wie sie verhandelt wird, sich ganz auf die Konstruktion und Rekonstruktion spezifisch sozialpädagogischer oder jedenfalls professionell institutionell gesicherter Handlungsmöglichkeiten bezieht, kurz, dass sie so etwas wird wie eine Berufswissenschaft für eine progressive Sozialpädagogik – ähnlich wie die Schulpädagogik in weiten Strecken eine Berufswissenschaft für Lehrer und Kinder als Schüler verstanden wird und ihren Kontext zu einer allgemeinen Bildungstheorie und zu einer Theorie des Aufwachsens in der modernen Gesellschaft, in das schulisches Lernen eingelagert ist, immer wieder verliert. So ist Lebensweltorientierung zwar eine spezifische Antwort auf die Herausforderung von Professionalität, darin aber auch gefährdet, weil die Spannung, in der das Konzept angesiedelt ist, die Spannung zwischen der Eigensinnigkeit der lebensweltlichen Erfahrung der AdressatInnen und der Möglichkeiten der Sozialpädagogik sich immer wieder verliert – anders formuliert, weil die Spannung zwischen dem „Rohstoff Wirklichkeit“, also dem Rohstoff als den unvoreingenommen, wahrgenommenen und gesehenen Erfahrungen in heutigen Lebensschwierigkeiten und den professionellen Möglichkeiten verblasst. Es kommt darauf an deutlich zu machen, dass dies nicht dem Konzept entspricht, sondern dass es selbst gerade in dieser Spannung angesiedelt ist und deshalb die professionellen Möglichkeiten immer wieder der Kritik und Erneuerung aussetzen muss – auf der einen Seite den eigensinnigen, nicht schon gewerteten Erfahrungen der AdressatInnen und auf der anderen Seite den vielfältigen bürgerschaftlichen Möglichkeiten von Selbstorganisation und Selbstklärung von Hilfe, die noch nicht professionell überformt sind.

Nur so weit. Das waren kurze Bemerkungen zur Frage, was das Lebenswelt-Konzept leisten kann. Ich hoffe, es war deutlich als Beispiel, als eine Möglichkeit für einen Versuch der Antwort nach dem Proprium, nach der Eigensinnigkeit sozialpädagogischen Handelns im Kontext anderer Handlungskonzepte und -zugänge. Das kann man in anderen Theorien ähnlich durchbuchstabieren. Aber die Aufgabe ist eine, die jeder Theorie gestellt ist.

8. Schließlich und – die Zeit drängt – nur noch als Hinweis. Der andere Einwand gegen die sozialpädagogische Theorie ist der, dass sie nicht hinreichend empirisch solide sei. Das stimmt eher für die Gesamtdiskussion. Ich denke, dass wir hier in Tübingen – aber wahrlich nicht nur wir – von Anfang an auf Empirie und empirische Klärung gesetzt haben. Nur ändert das nichts daran, dass der Empiriestatus der Sozialpädagogik insgesamt immer noch beklagenswert ist, wie seit Jahrzehnten. Wir haben im 8. Jugendbericht verlangt, es müssten 2% der einschlägigen Sachausgaben für Forschung abgezweigt werden, damit wir nicht dauernd große Projekte habe, Umstrukturierung der regionalen Räume, Neustrukturierung der Erziehungshilfen, Konzepte der sozialen Stadt, ohne entsprechende solide empirische Fundierung. Die Pharmazie würde sich das nicht leisten; auf den Rezepten lese ich immer, dass sie 30% des Verkaufspreises für Forschung und Werbung brauchen. Es ist ein vormoderner Skandal, der bei uns betrieben wird, und das eine Jugendinstitut, so wichtig wie es ist, holt

die Kastanien nicht allein aus dem Feuer. Ich sehe neidisch herüber, mit welcher Intensität im schulischen Feld zwischen Landesinstituten und Max-Planck-Institut gearbeitet werden kann. Bei uns ist entschiedener Nachholbedarf gegeben.

9. Aber: Das, was ich bis jetzt beschrieben habe, waren Bemerkungen zur Herausforderung von Professionalität, zur Herausforderung, die anzugehen ansteht, die nur eingelöst werden müssen und zum Teil eingelöst sind. Das heute so zu formulieren ist aber fast blauäugig und stimmt wehmütig. Die notwendigen Ausbauforderungen nämlich geraten in den Gegenwind einer gesellschaftlichen Großwetterlage; ich habe darauf anfangs in den Beispielen angespielt, - einer Großwetterlage, in der wir uns mit unserer Arbeit und unserem Selbstverständnis schwer behaupten, in der wir auf Misstrauen stoßen, in der wir mit unseren Programmen bisweilen ins Leere laufen, in der wir immer wieder in Diskussionen, im Zeichen von Sparzwängen und sog. Neuorganisationsentwürfen erfahren, dass wir zwar reden können, aber es scheint sozusagen die falsche Sprache. Man fühlt sich dann manchmal so doof, als wenn man deutsch redet, und der Andere denkt, wer nicht chinesisch redet, hat nichts Verständliches zu sagen haben. Man kann darüber hinweg gehen. Das ist eine verbitternde Situation. Sie zu beklagen und festzustellen, wie schrecklich, dass wir nicht mehr können wie wir wollen, dass wir abgebremst werden, ist zwar nahe liegend, bleibt aber unbefriedigend. Man muss verstehen, was Sache ist, also fragen, was die Großwetterlage sozialpolitisch und gesellschaftlich bedeutet und die eigenen Möglichkeiten darin platzieren. Das ist ein weites Feld. Ich belasse es bei Stichworten.

Ich gehe noch einmal zurück auf die – gerade skizzierten – heutigen Bewältigungsaufgaben, in den Risiken und Zumutungen der Offenheit, der Entgrenzung, wie wir also Wolfgang Schröer, Lothar Böhnisch und ich in unserem Buch durchzudeklinieren versucht haben. Die Soziale Arbeit hat die Aufbauarbeit mit all ihren Möglichkeiten leisten können in der Sicherheit eines relativ gesicherten selbstverständlichen Sozialstaatsverständnisses. Lothar Böhnisch hat das boshaft pointiert in dem Diktum von der Gemütsruhe des Sozialstaats. Es gab einen Konsens darüber, dass Integration gewollt ist, dass soziale Gerechtigkeit im Sozialstaatsprinzip realisiert werden soll und dass man daraufhin arbeiten muss. Die Selbstverständlichkeit ist so nicht mehr gegeben. Das macht die Aufgabe anstrengend. Wir müssen sozusagen im freien Fall begründen, was Sache ist. Das ist angesichts der gegebenen Schwierigkeiten und Widrigkeiten ungemein anstrengend. – Entgrenzung in unserer globalisierten, rationell-ökonomisch und technisch informationell zunehmend anspruchsvolleren Gesellschaft geht einher mit einem neuen Primat der Durchsetzung der Rücksichtslosigkeit von Kapitalinteressen – Helmut Schmid, ja ein unverdächtig Zeuge – hat vom Raubtierkapitalismus geredet. Dieser verbindet sich mit Strategien der Dethematisierung des Sozialen und der Privatisierung von Bewältigungsaufgaben und Problemen. Es zählt, was sich rechnet, der Mensch muss sich in der Konkurrenz behaupten, das ist sein primäres Ziel; soziale Gerechtigkeit als Intention auf Integration und Gleichheit wird dysfunktional; Ungleichheit nämlich ist ein Zeichen von Differenz und dafür, dass man sich in der Unterscheidung behaupten und vor anderen durchsetzen kann. Der Mensch ist für sich selbst zuständig, er muss sich als Humankapital managen und organisieren im Gefüge der neuen ökonomischen und konsumbestimmten Anforderungen. Lebensschwierigkeiten gelten dem gegenüber wenig, der Mensch soll funktionieren, wenn er es nicht tut, soll er sich schämen oder aber noch mehr anstrengen. Die derzeitige Diskussion um Unterschicht und Prekarität scheint mir der Gipfel eines Eisbergs zu sein – eines Eisbergs des verschweigenden Unwillens bei gesellschaftlichen Problemen, bei Problemen der alten und neuen Ausgrenzung, der Überforderung, bei Problemen des Überflüssigwerdens von Menschen und der Erfahrung der Sinnlosigkeit der Lebensperspektive. Dies wird konstant und beharrlich totgeschwiegen, man will es nicht zur Kenntnis nehmen. Die Gesellschaft begnügt sich damit, Skandale zu diskutieren, Aufgaben zu moralisieren und Strukturen zu verdecken. Solcher Wille zur Dethematisierung bedeutet für die Sozialarbeit ebenfalls Dethematisierung ihrer Möglichkeiten, vor allem ihrer auch aufwendigen Hilfsmöglichkeiten. Die Dethematisierung der Sozialen Arbeit wird dann gestützt durch die Reaktivierung und Aktivierung der altliberal altkonservativen Vorurteile gegen soziale, sozialstaatliche Hilfen, wie man sie zurückverfolgen kann bis zu Maltus und

Nietzsche; es läuft immer auf die gleiche Figur heraus, dass Soziale Arbeit die anderen Menschen schlecht macht, um sich auf diese Weise Aufgaben und eigene Arbeit beschaffen zu können; indem sie die Menschen in ihrer Not faul macht, schädigt sie sie selbst, weil sie ihnen sozusagen die Aktivität, sich selbst zu helfen nimmt, und die Gesellschaft, weil ihr Arbeitskräfte verloren gehen. Also und dagegen: Menschen werden gefördert, indem sie herausgefordert werden, und wo dies nicht reicht, braucht es die harte Gangart des Strafens und Disziplinieren; das wird bei der Sozialarbeit zunehmend und massiv eingeklagt, Exklusionsverwaltung sei die Aufgabe, so sehr wir uns dagegen sträuben. Die Sache wird infam, weil viele der hier aufgestellten neuen Forderungen gestürzt werden durch Uminterpretationen, genauer durch Prozesse der Enteignung von unseren eigenen Konzepten. Wir haben immer selbstkritisch diskutiert, nun sagt man, dass wir wohl selber nicht wissen, was wir wollen. – Wir haben die Konzepte des Ausgangs von den lebensweltlichen Ressourcen, der Stärkung der Selbstzuständigkeit, des Empowerments. Das lässt sich wunderbar drehen, als wenn der Mensch als Akteur seiner eigenen Verhältnisse, als Regisseur gemeint wäre, als einer, der nicht auf Hilfen angewiesen ist, der sich gegen Pathologisierungen wehren muss, dem man zumuten kann und muss, dass er sich selbst helfen kann.

10. Das sind Tendenzen, - die Dethematisierung, die Privatisierung und die Belastung der privaten Menschen mit ihren Bewältigungsproblemen oder mit Androhung disziplinierender, härterer Maßnahmen – Tendenzen, gegen die zu wehren gar nicht zur Debatte steht. Es gilt das Prinzip der Sozialstaatlichkeit als Anspruch auf soziale Gerechtigkeit und Integration und die dazu notwendigen Aufwendungen im Kontext gewachsener Arbeitsstandards festzuhalten und zu verteidigen. Das ist mühsam, schwierig und oft unerfreulich, aber es gibt keine Alternative. Hier wirkt besonders verhängnisvoll die oben von mir konstatierte Undeutlichkeit im Selbstbewusstsein der Arbeit; wenn man herausgefordert ist, muss man hinstehen können, muss wissen und begründen können, was man tut. Aber nur so, insistierend und trotzig zu reden, wäre wieder nur eingleisig und kurzköpfig. Entgrenzung bedeutet, dass sich Lebensverhältnisse ändern, Lebensstrukturen verschieben, dass sich neue Aufgaben zeigen, neue Gruppierungen mit neuen Problemen kommen. Es kommt darauf an, sich auf neue Verhältnisse einzulassen und zu prüfen, inwieweit das Grundprinzip der Sozialen Arbeit, die Arbeit im Rohstoff Wirklichkeit im Horizont sozialer Gerechtigkeit neu justiert werden muss; dem dienen z.B. Analysen biographischer und lebensweltlicher Verhältnisse und eine darauf begründete neue Diagnostik als neue Fundierung der Frage nach der Passung sozialpädagogischer Möglichkeiten bezogen auf heutige reale Probleme und nicht auf Klischee oder überkommene Definitionen und Schemata. Darauf zielen z.B. die Anstrengungen zur Aufspaltung und Neuarrangements des Angebots von Hilfen, ob das nun integrierte und flexible Hilfen und neu im Stadtteil verortete Hilfssysteme sind. Darauf zielen neue Konzepte des Zusammenspiels zwischen bürgerschaftlichen Interessen und professionellen Möglichkeiten im Sozialraum, also neue Konzepte der Gestaltung des Sozialraums im Zusammenspiel nicht professioneller und professioneller Angebote. Darauf zielen dann vor allem auch Fragen – und das entspricht dem demokratischen Urauftrag der Sozialen Arbeit – zu sehen, wie es möglich ist, dass alle sich an Partizipation im Hinblick auf Integration beteiligen, d.h., dass auch die in unserer Gesellschaft eher stummen Gruppen – sei es der Prekarität, sei der mit Migrationshintergrund – sich beteiligen und einmischen können in gestaltende Aufgaben der Partizipation.

Schließlich: Die neuen Aufgaben bedeuten auch, dass sich die traditionellen Zuständigkeiten wer wofür zuständig ist, auflösen; es ergibt sich längerfristig ein anderes professionelles Selbstbild für Sozialpädagogen, ein Selbstbild nämlich, das neben der Arbeit in den angestammten eigenen Aufgaben der Erziehungshilfen und der Jugendarbeit verwiesen ist auf Kooperationen zur Schule, zur Arbeitsverwaltung, zur Justiz, zur Medizin, zum Gesundheitswesen, vor allem aber auch zu Planungsprozessen im Zeichen von Einmischung innerhalb der Gemeinde und der weiteren politischen Diskussion. Dass gerade diese Kooperationsaufgaben alle in der Gefahr stehen, nur den Logiken der anderen Systeme unterworfen zu werden, habe ich eingangs gesagt, dem ist so; aber das ist kein Einwand dagegen, dass es darauf ankommt, ein professionelles Selbstbewusstsein der Arbeit in den Aufgaben des heuti-

gen schwierigen Rohstoffs Wirklichkeit in neu zu inszenierenden Institutionen und Arbeitsbündnissen anzugehen und darin Soziale Arbeit als gleichberechtigt durchzusetzen. Gerade wenn die traditionell bestimmten Arbeitsfelder sich auflösen und sprengen, gerade wenn wir zunehmend in Kooperationen stehen, kommt alles darauf an, dass sich ein sozialpädagogisch fundiertes Selbstbewusstsein behauptet, damit Soziale Arbeit nicht wieder zurückgestuft wird zur Funktionalisierung anderer Handlungsinteressen und Handlungslogiken – sei es einer dann sich der Reform verweigernden Schule, sei es einer Arbeitsverwaltung, die nur auf Marktanforderungen schaut.

11. Ich breche ab, das sind weite, schwierige Aufgaben. In heutiger Zeit nur von Aufgaben zu reden, ist nicht einfach, und vom Katheder aus ist es leichter, als wenn man in den Strapazen des täglichen Kleinkriegs steht und sehen muss, was man halten kann. Es ist trotzdem sinnvoll und notwendig, sich auf Aufgaben und Perspektiven zu beziehen und sich selbst in seinen Schwierigkeiten in Perspektive zu sehen. Ich schließe deshalb, wie sich das für Tübingen gehört, mit einem von mir immer wieder benützten Zitat von Ernst Bloch: „Im Nicht-haben treibend, am Werden beglückt ist die tätige Hoffnung dem verschworen, was mindestens nicht nicht heißt. Dies liegt nirgends“ – und das ist nun das Spannende, Ermutigende und Tröstliche – „als in der arbeitenden Intention daraufhin. Es leuchtet inhaltlich an Gegenständen, die eine Aura des Gutgewesenseins um sich bilden“.

Danke